

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen

**Herausgeber:** Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft

**Band:** - (1886)

**Heft:** 2

  

**Artikel:** Eine Reise ins Pfefferland : Geographisches und Geschichtliches über Travancore

**Autor:** Stolz, C.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1092520>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Eine Reise in's Pfefferland.

### Geographisches und Geschichtliches über Travancore.

Vortrag von C. Stolz.

---

Ende 1871 war ich nach zweimonatlicher schwerer Krankheit genötigt, meine Station an der Westküste Indiens zu verlassen, um Erholung zu suchen. Das Nächstliegende wäre wohl gewesen, in die Berge zu gehen, aber es zog mich mächtig nach Süden. Seit langem war es ein Lieblingsgedanke gewesen, einmal die Stätten der uralten syrischen Kirche in Travancore zu besuchen, und daneben winkte als nicht zu verachtende Beigabe die Möglichkeit, das Kap Comorin, die Südspitze Indiens, zu sehen. Ich schiffte mich mit Frau und Kind auf einem Pattimar, dem Küstenschiffe der Eingebornen, ein, um zunächst in der Nähe der Militärstation Kannanūr Freunde zu besuchen, und hatte auf der nächtlichen Fahrt Gelegenheit, die Zuverlässigkeit indischer Seefahrer zu bewundern. Es fiel mir plötzlich auf, dass das Geräusch der Brandung in verdächtiger Nähe zu hören sei, und bei genauem Nachsehen ergab sich, dass sämtliche Mannschaft schlief und auch der Steuermann nur noch ein Auge offen hatte. Ich machte Lärm, liess das grosse Segel umstellen, und so kamen wir wieder in sicheres Fahrwasser. Es kommt nicht ganz selten vor, dass solche Küstenschiffe von Dampfern überfahren werden, weil von ihrer Mannschaft auch die primitivsten Vorsichtsmassregeln unberücksichtigt gelassen werden.

In Malabar hatte ich den seltenen Genuss, eine totale Sonnenfinsternis zu beobachten. Die eintretende Dämmerung stand in auffallendem Gegensatz zu der den Tropen eigenen Lichtfülle, und es war urkomisch, zu sehen, wie die Raben, die sich sonst durch unverschämtes Geschrei auszeichnen, in Scharen sich auf einem Dache niederliessen, einander still anschauend und offenbar ganz verblüfft über das frühe Abendwerden. Rings herum ertönte dafür das ängstliche Schreien

der Heiden: „Gōwinda, ō Gōwindā!“, durch welches der Drache, der das Tagesgestirn zu verschlingen drohte, veranlasst werden sollte, es wieder von sich zu geben. Nachdem die Verfinsterung eine totale geworden und nur noch die rötlich glänzende zackige Corona zu sehen war, blitzte auf einmal ein Lichtstrahl weit in den Himmelsraum hinaus; dann trat langsam und majestätisch der Rand der Sonne hinter der Mondscheibe hervor, und bald war die Dämmerung in leuchtenden Tag verwandelt. Schlimm erging es damals einer französischen Expedition, die allen Abmahnungen zum Trotz das Weinaad als Beobachtungsstation erkor und dort lediglich nichts zu beobachten hatte als einen undurchdringlichen Nebel, während der englische Astronom Lokyer, der klugerweise an der Küste geblieben war, sogar photographische Aufnahmen machen konnte.

Nach einigen Tagen reiste ich allein südwärts, zunächst nach dem schönen Kotschi (Cochin), wo ich u. a. die Faktorei unserer Landsleute Gebrüder Volkart in Winterthur besuchte, die sich mit dem Export von Cocosnussöl befasst. Ein anderer Besuch galt der jüdischen Kolonie, die in einiger Entfernung von der Stadt seit alten Zeiten angesiedelt ist. Ich ging in die Synagoge und wunderte mich, nirgends schwarze Juden zu treffen. Dass es solche gibt, wusste ich, denn es hatte mich einer derselben jährlich einmal in Mangalur angebettelt und zwar, um die Sache eindringlich zu machen, im Namen Jesu, hatte sich auch durch das Lesen eines hebräischen Psalms als Beni Israel legitimirt. Ich fragte einen intelligent aussehenden hellfarbigen Jungen, wo denn die andern seien und erfuhr, dass sie ihre eigene Synagoge haben und ein eigenes Quartier bewohnen, also offenbar etwas wie indische Kaste an einem Orte, wo man es am wenigsten hätte erwarten sollen. Meiner Frage, ob sie denn unter sich Kastenunterschiede haben, wich der hoffnungsvolle Jüngling mit der Antwort aus: „Sie sind unsere Diener!“

Von Kotschi aus ging es per Ruderboot über das grosse Binnenwasser nach Kottayam, das in etwa 16 Stunden erreicht war. Damit war ich auf dem Boden Travancore's, eigentlich Tiruvārungskodu, das heilige, glückliche Königreich, auch Vandschibhūmi, das Schatzland, und Dharmabhūmi, das Land der Barmherzigkeit oder Gerechtigkeit genannt, über welches ich Ihnen einiges mitteilen möchte. —

Travancore, eines der schönsten, wenn nicht das schönste Land Indiens, erstreckt sich vom Kap Comorin bis etwas über den 10. Grad

nördlicher Breite hinaus, und seine Ostgrenze fällt ziemlich genau mit dem 95. Grad östlicher Länge von Ferro zusammen. Sie wird gebildet durch den Gebirgszug der Westghats, die gerade in dieser Gegend eine ansehnliche Höhe erreichen. Diese bilden eine Art chinesischer Mauer, die das Land von Tinevely und Dindigal trennt, und sind die Wasserscheide zwischen dem arabischen und indischen Meere. An ihnen bricht sich auch die Gewalt der Westmonsun, wodurch eine bemerkbare Klimaverschiedenheit zwischen hüten und drüben hervorgerufen wird. Hier Wasserreichtum und üppige Vegetation, in Tinevely sandiger, trockener Boden, dessen Haupterzeugnis die struppige Fächerpalme ist, in Dindigal dagegen fruchtbare, guten Tabak produzierende Erde, die aber zur Aufnahme grösserer Regengmengen durchaus ungeeignet ist. Von der 6371 englische Quadratmeilen betragenden Oberfläche des Landes ist etwa ein Drittel bergig, so dass von den 30—75 englischen Meilen, die zwischen dem Meer und der Ostgrenze liegen, nur ein verhältnismässig kleiner Küstenstrich dicht bevölkert ist, während gegen das Innere nur vereinzelte Ansiedlungen vorkommen. Der Waldgürtel am Fuss des Gebirges, die Heimat der tödtlichen Malaria, ist unbewohnt, und erst im Gebirge finden sich wieder Volksstämme, die seit undenklicher Zeit die Wildnis des Urwaldes zu ihrem Wohnsitz erkoren haben, nachdem sie vermutlich aus früheren Besitzungen verdrängt worden waren. Im Gebirge haben sich neuerdings auch die Kaffeepflanzer angesiedelt und grosse Flächen in Plantagen umgewandelt.

Bevor ich an der Hand meiner Reiseroute ein Bild des Landes zu geben versuche, muss ich als eine Eigentümlichkeit Travancore's anführen, dass weitaus der grösste Teil des Verkehrs durch Wasserstrassen vermittelt wird, d. h. Binnenseen, die mit dem Meer in Verbindung stehen, Kanäle und Flüsse, deren 14 von den Ghats her dem Meere zuströmen. So geht ein Kanal durch die ganze Länge des Landes und nördlich weit in britisches Gebiet hinein bis an die Bahnlinie Bēpūr-Madras. Auf der einzigen Unterbruchsstelle zwischen Kollam und der Hauptstadt Trevandrum wurde 1871/72 ein Tunnel gegraben. Auch gegen das Innere des Landes verzweigt sich dieses Kanalnetz, das dem Reisenden manche Annehmlichkeit bietet gegenüber von heissen, staubigen oder aufgerissenen Landstrassen. Ich habe 24—48 Stunden nacheinander auf solchen Wasserstrassen zugebracht und bin einmal lebhaft daran erinnert worden, dass ich ausserhalb

britischen Gebietes reise, indem mein Boot bei Nacht durch Flusspiraten angehalten wurde. Die Bootsleute zitterten vor Schrecken, und nur mit Mühe brachte ich aus ihnen heraus, dass die sechs bis sieben handfesten Männer, die in einem langen, schmalen, sogenannten Schlangenboote sassen, Räuber seien. Auf meine nicht übermässig höfliche Frage, was sie wollen, ruderten die Langfinger, die einen Weissen erkannt hatten, mit fabelhafter Schnelligkeit davon. — Die zum Reisen benutzten Boote sind entweder die gewöhnlichen, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehenden, die zum Schutz gegen Sonne, Tau und Regen mit einem Dache aus trockenen Palmblättern versehen sind, oder Ruderboote mit einer kleinen Kabine am Stern, die je nach Grösse mit 8—14 Ruderern bemannt sind. Natürlich ist das Reisen mit letztern schneller und angenehmer, aber auch teurer.

Doch zurück nach Cottayam. Nicht nur tritt hier dem Fremdling in den alten syrischen Kirchen, von denen eine mindestens 600 Jahre alt sein soll, sowie im syrischen Kloster, zugleich Bischofsitz und Priesterseminar, ein ehrwürdiges Stück Geschichte entgegen, sondern auch die Natur bietet des Sehenswerten viel. Vom flachen Turm der englischen Missionskirche aus hatte ich eine Rundschau, wie ich Schöneres kaum je gesehen habe. Zu Füssen das in einem Palmenwald versteckte Dorf, von welchem nur einzelne Häuser sichtbar waren. Im Osten erheben sich ernst und düster die Höhen der Westghats in dunkelblauer Färbung, und zwischen ihnen und der Küste ziehen sich die Wellenlinien der Hügel hin, die das Vorland nach allen Richtungen bedecken. Diese sind teilweise bis oben bewaldet, teilweise felsig, die Abhänge vielfach bepflanzt mit Fruchtbäumen oder Tapioca und anderen Knollengewächsen. Im Westen liegt ein 10 englische Meilen breites Binnenwasser, von der tropischen Sonne in grellem Widerschein erglänzend, und am Horizont heben sich die Palmen ab, die zahlreich auf dem Dünenstrande wachsen. Im Süden hat man einen Blick auf saftige Reisfelder, zerstreute Wohnstätten und einen Fluss, dessen Alligatoren nicht selten die Durchwatenden anfallen; auch nach Norden ist das Landschaftsbild reich an Abwechslung. Von Cottayam fuhr ich nach achttägigem Aufenthalt über das Backwater nach Alleppy, dem Haupthandelsplatze Travancore's. Es besitzt zwar keinen Hafen, doch soll die Rhede sehr gut und wegen ihrer schlammigen Bodenbeschaffenheit selbst bei rauhem Wetter ungefährlich sein. Von dem ca. 100 Fuss

hohen, gut gebauten Leuchtturm hat man eine wundervolle Aussicht auf das Meer und den Küstenstrich, der einen einzigen Wald von Cocospalmen bildet. Der Turm hat ein rotirendes Licht, das sich je nach einer Minute der See zukehrt und bis auf 20 Seemeilen hin sichtbar ist. Zweck dieser Einrichtung ist, dass das Licht von den Seefahrern nicht für einen Stern gehalten werden kann.

Alleppy hat nur Wasserstrassen, an denen hunderte von Booten liegen, die mit Erzeugnissen des Landes aus dem Innern kommen. Es werden hier namentlich Bauholz, Cocosfaser, Copra, Kaffee, Pfeffer und Cardamomen verschifft, und die jährliche Ausfuhr beträgt über 70,000 Tonnen. Interessant war mir der Besuch in einer amerikanischen Faktorei, die eine grosse Zahl Stühle zum Weben von Cocosnussmatten in Betrieb hatte und sich nebenbei mit dem Export von Citronengrasöl (*Andropogon citratus*) abgibt. Dieses wird in der Parfümerie verwendet und dient auch medizinischen Zwecken, wenigstens wird es im Lande selbst als antirheumatisches Mittel geschätzt.

Von Alleppy wandte ich mich südwärts und erreichte in 24 Stunden Kollam (vulgo Quilon). Der Weg dorthin ist, obgleich flach, nirgends einförmig und ermüdend. Schon die mit Acantaceen und andern wasserliebenden Pflanzen bewachsenen Ufer der Kanäle mit reizenden kleinen Buchten sind ein dem Auge wohltuender Anblick, ebenso die Reisfelder, auf welchen der altegyptische Schöpfweimer neben dem Schöpfrad, einer Art Tretmühle, zur Bewässerung dienen. Geradezu idyllisch ist die letzte Strecke vor Kollam, wo das Wasser sich zu einem See ausbuchtet. Rechts die palmbekränzte Düne, an welcher unaufhörlich die Brandung des Meeres sich bricht, links erhöhtes Ufer mit einzelstehenden Häusern oder Tempeln, darüber der tiefblaue Himmel, und überall, soweit Menschenhand ins Spiel kommt, eine gewisse geniale Liederlichkeit, die einen Maler entzückt hätte. Das alles beschienen von einer Flut von Licht, wie sie eben nur innerhalb der Wendekreise gefunden wird.

Kollam ist ein interessanter alter Handelsplatz, den schon Marco Polo erwähnt. Die Stadt besteht seit dem 9. Jahrhundert, und von ihrer Gründung datirt die in Malabar und Travancore übliche Aera. Dort liegt ein Regiment eingeborener Infanterie, das von der britischen Regierung vertragsmässig im Lande stationirt ist. Leider habe ich von der ausserhalb der Militärstation liegenden eigentlichen Stadt nur wenig gesehen, da ich durch einen schmerzhaften Krank-

heitsanfall 4 Tage ans Haus gebannt war und froh sein musste, nach dieser Zeit, in welche die Weihnachtstage fielen, den Rückweg nach Norden antreten zu können, ohne die südliche Hälfte des Landes gesehen zu haben. Auch der Anblick eines weissen Gesichtes wurde mir während des dortigen Aufenthaltes nicht zu teil, was ich unter diesen Umständen als eine Entbehrung empfand.

Meine nächste Station war Māvelicāra, etwas landeinwärts, in schöner Gegend. In der Nähe liegt ein altes Fort von 2 engl. Meilen im Umfang mit dem Palast eines kleinen Radscha und einem Tempel. Auf dem Wege dorthin begegnete ich einem Brahmanen, der einen eigentümlichen Laut ausstieß, worauf ein hinter mir gehender Schudra sich schleunigst von der Strasse entfernte und neben derselben in anbetender Stellung verharrte, bis der Erdengott vorüber war. Das war die zweite Erinnerung daran, dass ich nicht auf britischem Gebiete stand, wo solche Anmassung nicht geduldet würde.

Von Māvelicāra ging ich weiter nach Alleppy, und von dort über Kotschi nordwärts und ostwärts bis Madras. Da im ganzen die klimatischen Verhältnisse Travancore's mit denen der nördlicher gelegenen Westküste zusammenfallen, will ich, um für anderes Raum zu gewinnen, und weil es bei einer früheren Gelegenheit ausführlich geschehen ist, nicht darauf eintreten. Es sei nur noch bemerkt, dass an einzelnen Stellen die jährliche Regenmenge bis 200 Zoll beträgt, während im Gegensatz zur Kanaraküste die Monate August und September weniger regenreich und angenehmer sind, weil die Wucht der Südwestmonsun schon weiter nördlich gerückt ist. Immerhin hat Travancore den ersten Anprall auszuhalten, so dass im Juni und Juli der Verkehr oft für Wochen unterbrochen und alles durchfeuchtet ist.

Ausser den bereits angeführten Orten verdienen noch genannt zu werden: Shencotta, die einzige Besetzung Travancore's jenseits der Ghats, mit ziemlich umfangreicher Stadt, Parāvūr, der bedeutendste Markt der nördlichen Distrikte, Verāpoli, eine kleine Insel mit Bischofssitz und Hauptquartier der katholischen Kirche Travancore's, Eddapally, die Hauptstadt eines kleinen, von einem Nambūri-Brahmanen regierten Gebiets, der als Familienpriester der Travancore-Könige betrachtet wird. Südlich von Kotschi, mit seinem an Naturschönheit reichen Hafen liegt Tschantschanātscherry, ein bedeutender Marktplatz, ebenso Kayankollam, einige englische Meilen nördlich von Kollam. Zwischen Kollam und der Hauptstadt Trevandrum (Ti-

ruvanantapura) liegt Andschengo, eine britische Besetzung, wo 1684 eine Faktorei gebaut und 1813 aufgegeben wurde. Die ca. 2000 Seelen zählende Stadt besitzt ein Fort und verschiedene Altertümer. 5 engl. Meilen entfernt liegt Attungal, mit Fort und Palast, mit 17 umliegenden Dörfern eine Domäne der jeweiligen ersten Prinzessin von Travancore bildend. Noch weiter südlich sind Nagerkoil, Sutschindram, mit grossem Tempel, Kotar, ein uralter, schon den Griechen bekannter Markt, wo die Dänen einst eine Faktorei besaßen und einen Residenten unterhielten, Udagerry, in dessen verlassenen Fort die Gebeine des Abenteurers D'Lannoy ruhen, welchem Travancore sein politisches Emporkommen wesentlich verdankt, und Neyyātunkara, bedeutender, landeinwärts gelegener Ort mit Tempel und Königssitz. Nicht zu vergessen ist Cap Comorin (Kanyā Kumāri), dessen Strand als heiliger Badeplatz gilt und von zahlreichen Pilgern besucht wird.

Unter den Bodenprodukten, die für den europäischen Handel Bedeutung haben, nimmt neben den Erzeugnissen der Cocospalme der Pfeffer den ersten Rang ein. Travancore ist mit dem Nachbarstaat Kotschi und Malabar das eigentliche Pfefferland, und es ist eine wenig bekannte Tatsache, dass in alter Zeit der Pfefferhandel in der Hand der syrischen Christen lag, denen wir später wieder begegnen werden. Die Pfefferrebe ist ein Schlinggewächs, zu dessen Stütze Bäume, namentlich die schnellwachsende dornige *Erythrina indica* verwendet werden. Sie wird aus Schösslingen gezogen, die vor der Regenzeit in reichen, feuchten, aber nicht zu nassen Boden gesetzt werden. Während des Wachstums sind die Seitentriebe zu entfernen, auch muss der Boden frei von Unkraut gehalten werden. Die Pflanze wächst 20—30' hoch, wird aber in der Regel niedriger gehalten. Nach 3 Jahren beginnt sie zu tragen. Die Früchte sitzen an kleinen Trauben, ähnlich der Johannisbeere, und sind rot, wenn reif. Sie dürfen weder ganz reif noch zu unreif abgenommen werden, weil sie in beiden Fällen verderben. Nach der Abnahme werden sie auf Matten an der Sonne getrocknet, wodurch sie schwarz werden. Will man *weissen* Pfeffer, so werden die Beeren in Wasser angeweicht, bis die äussere Haut sich löst; sie verlieren dadurch an Schärfe. Travancore produziert jährlich nach ungefährender Schätzung 5000 Kandies à 560 engl. Pfund Pfeffer.

Um nicht zu weitläufig sein zu müssen, bemerke ich, dass Travancore so ziemlich alle tropischen Gewächse aufweist, da sein Klima

von der feuchtheissen Küste bis zur Höhe von 5—7000' grosse Abwechslung bietet. Das tägliche Brot ist auch hier der Reis, der in wasserreichen Lagen drei Ernten liefert. Die Tapiocastaude (*Jatropha Manihot*) wird neuerdings viel angebaut, und ist ein äusserst dankbares Gewächs, das überall fortkommt, wenig Pflege erfordert und reichen Ertrag liefert. Auch verschiedene Yamsarten (*Dioscorea*) sind vertreten, darunter eine, die an dem schlingenden Stamm Knollenfrüchte, die s. g. Travancore-Kartoffel, hervorbringt. Viel könnte noch geschehen durch rationellen Anbau von Zimmt, Muscatnuss und Cacao, die verhältnismässig wenig gezogen werden. Arzneipflanzen sind in Menge vorhanden. Bekannt sind *Nux vomica*, *Senna*, *Jalappa*, *Ipecacuanha*, *Sarsaparilla*, *Croton*, *Datura*. Neuerdings wird der Baelfrucht (*Aegle marmelos*) als einem Specificum gegen hartnäckige Diarrhoe und Dysenterie viel Aufmerksamkeit geschenkt. Die Wälder bergen wertvolle Hölzer, unter denen das Teakholz einen bedeutenden Handelsartikel bildet. Farbstoffe, Fiber- und ölhaltige Pflanzen sind mehrfach vorhanden, ebenso binsenartige Gräser, die sich zu hübschen Flechtarbeiten verwenden lassen. Zierpflanzen sind viele und schöne da, dagegen fehlt es an einer Park-Kommission, die das viele Schöne zur Geltung zu bringen wüsste. Zu einer Landplage ist das Rührmichnichtan (*Mimosa pudica*) geworden, das auf lästige Weise wuchert. Als Gartenpflanze eingeführt, habe sie sich, wie mir gesagt wurde, nach und nach in so unerwarteter und unerwünschter Weise vermehrt. Das geschah auch auf den Shevaroy-Bergen mit der weissen Passionsblume, die als Zierpflanze eingeführt wurde und nun zu einem ungerne gesehenen „Unkraut“ gediehen ist.

Von Mineralien nenne ich nur das Marienglas und das Kaolin, das aber noch nicht ausgebeutet wird. Eisenerz ist viel vorhanden, wird aber nur wenig verwendet, was um so mehr zu bedauern ist, als der indische Stahl bekanntlich ganz vorzüglich ist. Erwähnenswert ist noch, dass in einer Entfernung von etwa 20 engl. Meilen von Trevandrum schwefelhaltige Quellen gefunden worden sind.

Aus der Tierwelt nenne ich zunächst den Elephanten, der in wildem Zustand häufig vorkommt, und gezähmt vielfache Verwendung beim Holztransport findet. Es soll komisch sein, den Eifer der Tiere zu sehen, wenn ihnen für gute Arbeit Schnaps versprochen wird. Zwischen dem Mahout und seinem Tier besteht oft eine Art persönlichen Verhältnisses, wie das u. a. aus folgendem, mir von zuverlässiger Seite

erzählten Vorkommnis hervorgeht. Ein Arbeitselephant war durchgegangen und hatte sich einer wilden Herde im Walde zugesellt. Der Mahout war untröstlich über den Verlust, und entschloss sich, das Tier zu suchen. Einige mit Flinten bewaffnete Männer begleiteten ihn. Es gelang ihm, die Herde zu finden, und nachdem er die Begleiter in Hinterhalten postirt hatte, ging er stracks auf den Flüchtling zu, fiel vor ihm auf die Kniee, hielt ihm in beweglichen Worten die Verlegenheit vor, in die er durch sein Ausreissen versetzt sei, und bat flehentlich um Rückkehr. Wie vom bösen Gewissen geschlagen, nahm das Tier seinen Führer mit dem Rüssel auf, hob ihn auf den Nacken und trabte mit ihm davon. Die Herde wollte sich diesen Eingriff nicht gefallen lassen und kam hinterher, wurde aber durch die Schüsse der Begleiter zurückgeschreckt, so dass das Wagnis zur Befriedigung ablief. Diese Gutmütigkeit schliesst aber nicht aus, dass die Tiere in der Brunstzeit untraktabel, oft gefährlich sein können. So wurde kurz vor meiner Reise in Travancore in Alleppy einem Mahout, der in der Trunkenheit sich in tölpelhafter Weise einem männlichen Elephanten näherte, der Leib aufgeschlitzt. Gefürchtet sind die sog. Spitzbuben, alte von der Herde ausgestossene Männchen, die sich allein herumtreiben und ganze Gegenden unsicher machen können, weil sie in blinder Wut alles zerschlagen und zertreten, was ihnen in die Quere kommt.

Tiger und Leoparden sind im Inneren zahlreicher, als sich mit Annehmlichkeit und Sicherheit verträgt; unter letztern kommt die schwarze Abart öfter vor. Ausserdem werden die Wälder belebt durch Rehe und Antilopen, den Steinbock, den gewaltigen Bison, Rudel von Affen, fliegende Füchse und Fledermäuse, Hyänen, Bären, das Schuppentier, das Faultier, in geringer Zahl auch Wölfe. Wildschwein und Stachelschwein richten in den Kulturen schweren Schaden an, während der Schakal mit seinem nächtlichen diabolischen Geheul die Menschen beunruhigt. Beliebt, weil ein abgesagter Feind der Schlange, ist das Ichneumon. Unter den Vögeln gibt es einige gute Sänger, aber keine Nachtigall; andere erfreuen durch ihr prächtiges Gefieder, wieder andere, wie der Weber- und Schneidervogel, durch ihre kunstvollen Nester. Unter den grösseren ist zu nennen der Pfau, der scharenweise vorkommt, der grosse Adjutant, die Eule, Reiher und Kranich. Eine Art Weihe gilt als Vehikel Wischnu's und wird heilig gehalten. Der hebräische Name des Pfaues, tukki, ist ähnlich dem Tamil tokei,

wie das Koph (Affe) mit Kapi verwandt scheint. Das gab Veranlassung zu der Vermutung, dass die Fahrt der Meerschiffe Salomo's nach der Malabar-Küste gegangen sei, deren Sprache damals noch das Tamil gewesen ist.

Unter den Reptilen ragt das bis 20 Fuss lang werdende Krokodil unheimlich hervor. Eine 3—4' lange Riesen-Eidechse wird gern gegessen. An andern Eidechsen, Schildkröten und den verschiedenen Chamäleon-Arten fehlt es ebenfalls nicht. Überall aber ist die Schlange zu treffen, darunter recht gefährliche Sorten wie die Brillenschlange, welcher göttliche Verehrung geschieht. Im Volksmund heisst sie „gute Schlange“, wahrscheinlich um das gefürchtete, mit abergläubischer Scheu betrachtete Tier nicht durch die Wahrheit zu erzürnen. Die Gewässer sind reich an guten Fischen, aber auch an Hai-, Schwert- und Sägfischen, die ab und zu einen Angriff auf die Fischer unternehmen. Ein wahrer Überfluss herrscht im Reiche der Insekten, von monströsen Spinnen und Käfern bis herunter zu den menschenplagenden Moskitos und den verderblichen Termiten mit ihrer Dreiteilung in Königin, Arbeiter und Soldaten. Auch Crustaceen und Mollusken bieten reiche Ausbeute. Die heilig gehaltene grosse Schneckenmuschel ist das Wahrzeichen Travancore's.

Der Viehstand wird geschätzt auf 400,000 Stück Rindvieh, 100,000 Büffel, 28,000 Schafe und Ziegen. Schafe kommen nicht gut fort, auch ist das Vieh sehr gering wegen der mangelhaften Ernährung, während die amphibienhaften, zäheren Büffel es sich in dem wasserreichen Lande wohl sein lassen können. Grössern Pferden sagt das feuchtheisse Klima nicht zu, so dass fast nur Ponies gehalten werden. Geflügel wird in grosser Zahl gezogen.

Die Bevölkerung Travancore's betrug 1854: 1,262,647 Seelen, wird aber jetzt kaum weniger als 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen zählen, also 235 auf die englische Quadratmeile, 105 mehr als die Durchschnittsdichtigkeit der Bevölkerung in ganz Indien. Nach Prozenten verteilt sie sich, soweit ich Anhaltspunkte zur Berechnung finde, auf folgende Volksklassen:

4	%	Brahmanen und verwandte Kasten.
32,2		Obere Schudrakasten.
21,4		Untere Schudrakasten.

Übertrag 57,6 %

Übertrag	57,6 %	
	9,6	Kastenlose, Sklaven etc.
	4,6	Mohammedaner.
	28,2	Christen.
	<u>100</u>	

Das Kastensystem, dieser Fluch Indiens, ist in Travancore eine grosse Macht und ist sehr ausgebildet, indem die Gesellschaft in 82 genau gradirte Klassen eingeteilt ist. Doch lassen sich in der Hindubevölkerung 4 grosse Gruppen unterscheiden: die Brahmanen und ihre Affiliirten, die höheren und die niederen Schudrakasten, und die Sklaven mit den Pariahs. Das Land ist ein wahres Elysium der Erdengötter, die ihm zu Dank dem Namen Dharmabhūmi geschaffen haben. Unter ihnen nehmen die Nambūtiri oder Nambūri die oberste Stelle ein. Sie sind vermutlich arischer Abstammung, Nachkommen der Eroberer des Landes, besitzender Adel im Gegensatz zu den zugewanderten Pattar, die teilweise Dravidas sind. Sie zählen etwas über 10,000 und haben ihr Hauptquartier in Arantscheri im Kotschi-Staate. Unter dem Schudra-Regiment des Travancore-Fürsten zu leben, betrachten sie in ihrer masslosen Arroganz als etwas wie Herablassung, wodurch ihre Heiligkeit beeinträchtigt wird. Den Nambūri-Frauen ist es bei Gefahr des Ausschlusses aus der Kaste verboten, weiter südlich als Kollam zu gehen.

Diese wunderlichen Heiligen leben sehr zurückgezogen und beteiligen sich nicht am öffentlichen Leben, sind dagegen die allverehrten Priester bei allen den Fürsten angehenden religiösen Handlungen. Vor 1863 kam es nicht einmal vor, dass ein Junge der Kaste eine öffentliche Schule besuchte. Um die Zahl der Familien nicht zu gross werden zu lassen, ist nur dem ältesten Sohn gestattet, eine rechtmässige Ehe mit einer Kastengenossin einzugehen, während die jüngern in wilder Ehe mit Schudra-Weibern leben. Fremde, d. h. zugewanderte Brahmanen sind gegen 30,000 im Lande, treiben Handel, oder haben Regierungsanstellungen und fungiren als Priester in den Tempeln. Eine Unterabteilung sind die Ambalavāsi, oder Tempelbewohner, meist Abkömmlinge von Brahmanen und Schudras, die nach Art der jüdischen Leviten den Tempeldienst versehen. Die Brahmanen Travancore's haben sich auf Kosten aller andern Klassen eine Stellung zu verschaffen gewusst, um die ihre Kastengenossen auf britischem Gebiete sie beneiden dürften. Verpflichtungen gegen den

Staat kennen sie nicht, dagegen gibt dieser jährlich 600,000 Mark für Fütterung dieser faulen Bäuche aus, indem über das ganze Land hin koschere Logirhäuser errichtet sind, in welchen jeder zureisende Brahmane 2—4 Tage unentgeltlich verpflegt wird. Es kann also einer ungehindert das ganze Jahr hindurch in diesen Häusern die Runde machen und auf Staatskosten ein Leben führen, das dem Ideal mancher unserer Mitbürger, die mit Lust zur Arbeit minder begabt sind, vollkommen entsprechen würde.

Damit diese Herren von den niederern Kasten nicht verunreinigt werden, ist für jede Kaste eine gewisse Entfernung vorgeschrieben, auf welche sie sich ihnen nähern dürfen; ein Paria z. B. darf sie aus einer Entfernung von 96 Schritten betrachten, aber ja nicht auf der Strasse an ihnen vorübergehen, weil auch der Schatten desselben ihnen eine Verunreinigung eintragen würde. Sogar Europäern haben sie schon das Betreten öffentlicher Wege, die durch ihre Quartiere führen, verbieten wollen.

Die grosse Mittelklasse mit circa  $\frac{1}{2}$  Million bilden die obern Schudra-Kasten mit den Nāyern an der Spitze, denen sich die Schettis aus dem Karnatik, Weber, Schmiede, Zimmerleute etc. anschliessen. Die Nāyer sind die herrschende Klasse, sind Landeigentümer und gehorsame Diener der Brahmanen, denen sie allein nahe kommen dürfen. Nach Manu's Gesetzbuch sind die Schudras zum Dienst der Brahmanen geschaffen, und dürfen die Vēda weder selbst lesen noch lesen hören. Die Nāyer sind ein schöner, intelligenter Menschenschlag, und waren früher sehr kriegstüchtig, hatten ihre Fechtschulen und hielten viel auf körperliche Übung. Jetzt ist ihnen die Gelegenheit zu kriegerischen Unternehmungen genommen, so dass sie ihre Tapferkeit in recht unpassender Weise zur Bedrückung der unteren Kasten verwenden. Das eheliche Verhältnis unter den Nāyern ist ein sehr lockeres, indem es beiden Teilen freisteht, auf Grund eines Scheidebriefes sich zu trennen, und eine neue Ehe einzugehen, deren Abschluss in Überreichung eines Kleides und anderer Geschenke an die Frau besteht. Diesem Verhältnisse steht als würdiges Gegenstück die Neffenerbschaft gegenüber, nach welcher nicht der eigene Sohn den Vater beerbt, sondern der Schwestersonn. Sogar die Tronfolge beruht, da die Fürsten der Nāyarkaste angehören, auf diesem Grundsatz, so dass die Kinder des Fürsten, oder wenigstens ihre Nachkommen, zu gewöhnlichen Schudras herabsinken, während die Söhne

der Königsschwester Anwartschaft auf den Tron haben. Bei einigen Schudra-Kasten ist die scheussliche Sitte der Weibergemeinschaft noch hie und da im Gebrauch.

Zu den untern Schudrakasten, die über 300,000 Seelen umfassen, gehören die zahlreichen Ilawar und Schanār, dann die Töpfer, Barbieri, Wascherleute, Bergstämme etc. Zwischen Ilawar und Schānar besteht fast nur ein Unterschied des Namens; beide betreiben die Pflege der Cocos- oder Fächerpalme, das Gewinnen des Palmweins, das Schnapsbrennen und die Zuckerbereitung. Sie sind verwandt mit den Tijen Malabars und den Billawars in Kanara, und sind vielleicht in alter Zeit mit der Cocospalme von Ceylon herübergekommen. Sie sind ein unruhiges, strebsames Volk, waren früher hart bedrückt durch Ausbeutung von Seiten der Regierung und der Nayer, sind aber trotzdem in sittlicher Beziehung besser geblieben als manche andere Kaste, und sind vor andern dem Christentum zugänglich.

Die hier mitgezählten Bergstämme gehören, genau genommen, gar keiner Kaste an, und schon einer ihrer Namen: Maleyarasar, Bergkönige, deutet auf ziemlich unabhängigen Sinn hin. Sie bauen sich irgendwo im Walde an, um nach einigen Jahren einen andern Platz mit fruchtbarerem Boden aufzusuchen. Daneben sammeln sie wilden Honig und Waldfrüchte und geben sich mit dem Fang des Elephanten ab. Ihre aus Lehm- oder Bambushütten bestehenden Dörfer bauen sie in unnahbare Schluchten oder an Bergabhänge, manchmal schlagen sie zum Schutz gegen wilde Tiere ihre leichten Wohnungen auf Bäumen auf. Das Völklein ist dem Dämonendienst eifrig ergeben, und deshalb werden ihm von den Küstenbewohnern geheime Zauberkräfte zugeschrieben. Neuerdings sind die Leute vom bösen Geiste des Schnapses, den sie unmässig trinken, besessen, und werden in ihrer bodenlosen Unwissenheit von mohammedanischen Händlern auf allen Seiten betrogen.

In die 4. Klasse gehören die Enterbten der Gesellschaft, die niedersten der Niedern, die Pallar, Pāria, Pulayar, die früher verschenkt, verkauft oder verpfändet werden konnten, bis die Engländer diesem Zustand durch energischen Protest eine Ende machten. Die Pāria sind ein Tamil-Stamm, der wie die Schanars nur im Süden vorkommt. Sie haben die ekelhafte Gewohnheit des Aasessens und sind überaus schmutzig. Die Pulayar, circa 100,000 Seelen stark, sind die untere Sklavenkaste, ein höchst bedauernswertes Volk. Pu-

laya heisst Unreiner, und demgemäss werden die Leute behandelt. Obschon gesetzlich frei, sind ihnen bis jetzt alle Wege zur Verbesserung ihrer Lage verschlossen, weil sie durch Vorschüsse, die sie nie zurückzubezahlen vermögen, in ein Abhängigkeitsverhältnis zu den Grundbesitzern geraten sind. Ihre Arbeit besteht hauptsächlich in der Pflege der Reisfelder, in deren ungesunder Nähe ihre elenden Hütten gebaut sind. Um die magere Kost etwas zu strecken, sind sie stets darauf bedacht, an fremdem Eigentum sich schadlos zu halten, und auch sonst zu irgend einem schlimmen Streich aufgelegt, was bei der empörenden Behandlung, die ihnen nur zu oft widerfährt, und bei der Unwissenheit, in der sie erhalten werden, leicht begreiflich ist. Die evangelische Mission hat zuerst den Versuch gemacht, diesen Armen zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen, und hat schöne Erfolge erlebt. So bezeugt ein Syrer, dass er früher während der Ernte Wächter mit Prügeln habe aufstellen müssen, während er jetzt den gleichen Leuten, die ihn früher bestohlen haben, die aber mittlerweile Christen geworden waren, die Ernte ruhig überlassen kann, und mehr Getreide erhält als zuvor. Bis vor wenigen Jahren war den Pulaya verboten, in einem Gerichtshause zu erscheinen; auch das Betreten der Dörfer und Städte ist ihnen untersagt. Sogar beim Verkauf der von ihnen angefertigten Blätterschirme und anderer kleiner Artikel dürfen sie den Handel nicht von Hand zu Hand, sondern nur aus einiger Entfernung abschliessen, wobei sie selbstverständlich immer übervorteilt werden. Möge die auf dem Papier stehende Befreiung dieser Geplagten vom Joch der Sklaverei bald Tat und Wahrheit werden!

Eine an Zahl kleine, aber ungemein rührige Volksklasse sind die Mohammedaner, etwa 70,000 Köpfe zählend. Sie zerfallen in Abkömmlinge von Einwanderern aus Arabien oder Afghanistan, in Proselyten aus den Hindus, und Mischlinge von Arabern und Hindus. Diese „Tulukkan“ (Türken) oder Māpillei sind fleissige, unternehmende Ackerbauer und Händler, daneben fanatisch, trotzig und zu Gewalttat geneigt. Nicht selten treten Hindus zu ihnen über, um sich des Schutzes dieser energischen Körperschaft zu erfreuen, und zeigen in kurzer Zeit durch selbstbewusstes Auftreten, dass sie wenigstens die Schale der neuen Religion sich angeeignet haben.

Ein nicht unwichtiger Teil der Bevölkerung, sowohl der Zahl als der Bedeutung nach sind die Christen: römische, syrische und

evangelische, auf deren Geschichte ich noch zurückkommen möchte. Sie machen einen Viertel der Bevölkerung aus. Die syrischen oder Thomaschristen, von den Eingeborenen Nasrani, Nazarener, genannt, geniessen seit alter Zeit eine bevorzugte soziale Stellung, bildeten bis zur Ankunft der Portugiesen einen Staat im Staate mit eigener Jurisdiktion, und hatten das Monopol des Pfefferhandels inne. Leider blieben sie vom Einfluss des indischen Kastengeistes nicht verschont, wodurch sie an der Ausübung ihres Berufes, ein Licht und Salz für ihre Umgebung zu sein, teilweise gehindert wurden. Aber auch bei ihrem mangelhaften Charakter hat diese Gemeinde jedenfalls zum Wohl des Landes viel beigetragen. Die Syrer sind stattliche Leute von ziemlich heller Farbe, intelligent und unternehmend, und viele ihrer Kaufleute und Grundbesitzer sind sehr wohlhabend. Ihre ganze Lebensführung beweist, dass mit dem Christentum eine höhere Kulturstufe unzertrennlich verbunden ist. Ihre Häuser sind meist gut gebaut, oft aus harthölzernen, geschnittenen Balken zusammengefügt und mit Schnitzwerk verziert, so dass man unwillkürlich an das Berner Oberland erinnert wird. Viele Angehörige der Gemeinde haben sich höheren Unterricht angeeignet, und Einzelne sind auch literarisch tätig gewesen. Die syrischen Kirchen sind solide, alte Bauten mit hübschen Fassaden, die bei der Vorzüglichkeit des hier verwendeten Muschelkalks den Einflüssen der Witterung zum Teil Jahrhunderte hindurch widerstehen konnten. Sie zeichnen sich im Innern durch grosse Einfachheit aus und haben keine Bestuhlung, weil die Leute auf dem Boden zu sitzen gewohnt sind. Ländlich, sittlich, aber für die Nase des Europäers ungewohnt und unangenehm ist die Masse Fledermäuse, die sich den Tag über am Gebälke des Dachstuhls ein kühles Plätzlein aufsuchen und die unten Stehenden an ihre Gegenwart zu erinnern wissen.

Die Ansprüche an Wohnung und Kleidung, die bei uns vielen Not und Kopfzerbrechen verursachen, sind in Travancore verhältnismässig sehr bescheiden. Selbst reiche Leute wohnen in einfachen, oft kleinen Häusern, und sogar Edelleute präsentiren sich mit Vorliebe in ihrer „Uniform“, d. h. mit einem Tuch um die Lenden angehan. Selbst der Fürst muss bei gewissen religiösen Feierlichkeiten in diesem anspruchslosen Kostüm öffentlich erscheinen. Bei festlichen Anlässen fehlt es dann freilich auch nicht an reicherer, oft aus Seide bestehender Kleidung. Die Frauen sind allerdings nicht ganz

so bescheiden und finden namentlich grossen Gefallen an Schmuck- sachen, die oft nach unsern Begriffen nichts weniger als geschmackvoll sind. Reicht es übrigens nicht zu goldenen Nasen- und Ohrenringen, Arm- und Fussspangen und Ringen an den Zehen, so wird wenigstens das Ohrläppchen zur Aufnahme eines aufgerollten Palmblattes oder eines hölzernen Zylinders bis zur Unförmlichkeit erweitert. Immerhin hat hier die wechselnde Mode noch keinen Eingang gefunden und die Kleidung ist sich seit 1000 und mehr Jahren gleich geblieben. Ein kleines Beispiel von der Tyrannei der Kaste liefert der alte, vom Fürsten 1865 aufgehobene Gebrauch, dass Schudra-Frauen vor Gliedern der königlichen Familie und Edelleuten die Brust entblößen, d. h. das umgeschlagene Tuch entfernen mussten. Ebenso wurde vom Fürsten die alte Ordnung beseitigt, die den Frauen der untern Schudra-Kasten das Bedecken des Oberleibes verbot; bis aber hierin eine neue Ordnung durchgedrungen ist, wird es noch längere Zeit brauchen. Einzelne wilde Bergstämme bedienen sich heute noch eines Blättergeflechtes zur Bedeckung der Blöße, was zwar den Vorteil der Billigkeit hat, aber denn doch eine sehr niedrige Kulturstufe anzeigt. Das reiche schwarze Haar wird von den Frauen hinten oder an der rechten Seite des Kopfes in einen Knoten zusammengebunden. Es ist zu verwundern, dass unsere Modemacher noch nicht auf den geistreichen Einfall gekommen sind, diese Frisur nachzuahmen und den Chignon auf der rechten Seite des Kopfes anzubringen; vielleicht kommt es noch. Ein ganz unentbehrlicher Schmuck verheirateter Frauen ist das tāli, ein mehr oder weniger wertvolles Geschmeide, das mit einer Schnur um den Hals befestigt ist. Es vertritt die Stelle unseres Eheringes, wird mit abergläubischer Scheu gehütet und erst mit dem Tode des Mannes abgelegt.

Mehr Schwierigkeit bietet die Nahrung insofern, als dabei alle Verunreinigung sorgfältig vermieden werden muss. Mit andern Kastenleuten essen oder von ihnen gekochte Nahrung anzunehmen, geht nicht an, so dass dem orthodoxen Hindu das Reisen ungeheuer erschwert ist und längere Seereisen gerade ausgeschlossen sind. Daher nimmt in den alten Schriften der soyampāki (Koch) eine viel erhabene Stellung ein als sein Kollege bei uns. Die Nahrung besteht aus Reisbrei morgens und Reis und Kari mittags und abends, wozu Milch, Früchte und Mehlkuchen kommen. Fleisch wird von Schudras und Mohammedanern gegessen, aber kein Hindu, der sich

nicht selbst aufgibt, wird niemals Rindfleisch anrühren, weil die Kuh ein heiliges Tier ist. Der Hauptgrund der Abneigung des altgläubigen Hindu gegen die Europäer ist der Greuel des Beefessens, und gōhātya, d. h. das Kuchtöten, ist nach seiner Meinung die schwerste Sünde nach dem Brahmanenmord.

Travancore gehört zu den indischen Staaten, die zwar England tributpflichtig sind, aber von eigenen Fürsten regiert werden. Ihr ziemlich grossartig klingender offizieller Titel heisst: S. Hoheit Schrī Padmanābha Dāsa Vandschi Bāla Rāma Varma Kulaschēkara Kīrtapati Mannan Sultan Mahārādscha Rādscha Rāmarādscha Bahadur Schamschīr Dschang Maharādscha von Travancore. Der Titel Mahārādscha (grosser König) wurde dem vorletzten König 1866 in Anerkennung seiner guten Regierung von den Engländern zuerkannt, wie er auch zum Kommandeur des indischen Sternenordens ernannt worden ist.

Wenn irgendwo, so hat sich in diesem Lande der wohltätige Einfluss der englischen Regierung, die sich eine gewisse Kontrolle gewahrt hat, bewährt, denn es wäre bei den strengen und zum Teil grausamen Kastengesetzen ein solcher Fortschritt im öffentlichen Leben unter einer völlig unbeschränkten Regierung einfach undenkbar gewesen. Alle wichtigen Änderungen in der Verwaltung müssen im Einverständnis mit dem Residenten eingeführt werden, dem auch die Bestätigung der Todesurteile zusteht. Noch jetzt bleibt viel zu tun, um allen gleiche Rechte und Freiheiten zu verschaffen, obschon grundsätzlich die Sklaverei, die im Schatten der englischen Flagge nirgends gedeihen kann, aufgehoben ist.

An der Spitze der Verwaltung steht der *Divan* oder Kanzler, welcher Posten von 1858 an etwa 20 Jahre von dem gebildeten, tüchtigen Mahratta-Brahmanen Sir Mādhava Rao bekleidet wurde. Über jede der vier Provinzen ist ein Gouverneur (Divan Peischkār) gesetzt, und über die 32 Unterabteilungen oder Districte je ein Magistrat (Tahsildar). Der Sitz des Obergerichts ist Trevandrum. Einer der vier Richter ist immer ein Christ, ebenso einer der beiden Richter an den Districtsgerichten. Diese Rücksichtnahme auf die christliche Bevölkerung von seiten der heidnischen Regierung verdient alle Anerkennung, und etwas von dieser Loyalität würde sogar unsern Verhältnissen nicht übel anstehen. Die Richterstellen im Lande sind keine Sinekuren, da die Leute grosse Freude am „Trölen“ haben.

Die meisten Prozesse drehen sich um Eigentumsbeschädigung, Betrug, Fälschung, Meineid, Erbschaftsfragen etc., während schwere Verbrechen gegen das Leben nicht auffallend häufig vorkommen. Das Gefängniswesen kann in Beziehung auf Humanität so ziemlich mit dem unsrigen sich messen. Zwar müssen die Sträflinge an den Strassen arbeiten, aber im Gefängnis wird die Kaste respectirt, so sehr, dass den Brahmanen gestattet ist, ihre Mahlzeiten ausserhalb des Gefängnisses in den Logirhäusern einzunehmen. Weiter könnte man wohl auch bei uns die Annehmlichkeiten der Gefangenen nicht treiben, als dass man ihnen im Wirtshause auf Staatskosten das Mittagessen aufwarten liesse.

Die Staatseinnahmen beliefen sich 1871 auf etwa £ 450,000, von welchen £ 165,000 durch Steuern auf Land und Fruchtbäume, £ 35,000 durch Ein- und Ausfuhrzoll und £ 165,000 durch Abgaben auf Salz und Tabak aufgebracht wurden. Unter den Ausgaben figuriren £ 30,000 für die Logirhäuser der Brahmanen, wozu von Zeit zu Zeit grosse Posten für religiöse Festlichkeiten kommen. Die Civilliste beansprucht £ 50,000, die öffentlichen Arbeiten £ 50—60,000, das Militär £ 15,000 und die Subsidie an England ist auf ca. £ 80,000 festgesetzt. Die direkte und indirekte Steuer beträgt etwa 7 Mark per Kopf der Bevölkerung. Eine eigentümliche Erscheinung ist das rasche Steigen der Preise aller Lebensbedürfnisse, das besonders die im Lande wohnenden Europäer empfindlich berührt, weil ihnen alles mit doppelter Kreide angerechnet wird. Meine nationalökonomischen Kenntnisse reichen nicht aus, um zu beurteilen, ob diese Erscheinung durch die Entwertung des Silbers oder durch den allmählig steigenden Wert der Arbeit oder durch den in der ganzen Welt sich vollziehenden Ausgleichungsprozess zu erklären ist.

Über den Ackerbau liesse sich, wenn die Zeit es gestattete, manches sagen, namentlich über die Pflege und die Produkte der Cocos-, Areca- und Fächerpalmen, welche Tausenden Unterhalt gewähren, und die neben dem Reis und dem Pfeffer die wichtigsten Faktoren der Volkswirtschaft sind. Bemerkenswert ist, dass nicht weniger als 64 Reissorten im Lande gepflanzt werden.

In Gewerbe und Handel zeigt sich ziemliche Rührigkeit, wobei freilich das Handwerk teilweise auf sehr primitiver Stufe stehen bleibt. Sehr begehrt sind die Wascherleute und Barbieri. Erstere sieden

die Wäsche in einer scharfen Lauge und schlagen sie dann an einem fließenden Wasser auf einen Stein, bis sie weiss ist. Der Barbier hat nicht nur die Bartstoppeln zu entfernen, sondern meist auch den Schädel zu rasiren, wobei die Heiden als Kastenzeichen den Zopf stehen lassen, die Nambūri-Brahmanen am Vorderkopf, die anderen Leute hinten. Auch die Goldschmiede sind gesuchte Leute. Da im Lande weder Sparkassen noch Banken sind, auch keine Strümpfe, in welchen das zurückgelegte Geld aufbewahrt werden könnte, so wird dieses entweder zu hohem Zins ausgeliehen oder in Töpfen in der Erde vergraben oder zu Goldschmuck verwendet, der den Vorteil hat, leicht transportabel und leicht verkäuflich zu sein, aber den Nachteil, dass er vielfach Veranlassung zu Raub und Mord gibt, denen namentlich Frauen und Kinder ausgesetzt sind.

Da die Goldschmiede in Indien sprichwörtlich lange Finger haben, werden sie auf den Taglohn genommen und müssen auf der Veranda unter den Augen des Bestellers ihre Arbeit ausführen, was sie mit lächerlich wenig Arbeitszeug fertig bringen. Ich habe wirklich kunstfertige Filigranarbeit in Silber gesehen, die namentlich in Kollam gemacht wird. Die Gelbgiesser liefern Wasser- und Milchgefässe, Becher, Lampen, Gongs, und entwickeln oft recht guten Geschmack. Die Weber verarbeiten englisches Garn, bringen aber auf ihren vorsintflutlichen Stühlen nur geringe Arbeit zuwege. Etwas Seide wird in Kotar gewoben. Gut beschäftigt sind die Holzarbeiter bei Bauten, wobei nicht selten Holzschnitzerei in Anwendung kommt, in Anfertigung landwirtschaftlicher Geräte und im Bau von Booten und kleinern Schiffen, den ich auf einer Werft in Kotschi zu beobachten Gelegenheit hatte. Steinmetzen sind gesucht beim Bau von Tempeln und öffentlichen Logirhäusern. Bei der Steinornamentik, die übrigens im Rückgang begriffen ist, kommt der spezifisch indische Stil zu seiner vollen Geltung. Weitere Handwerker sind die Schmiede, die keine Künstler sind, und die Töpfer, die dafür sorgen, dass ihre in kleinen Öfen mangelhaft gebrannte Ware nicht zu lange hält. In einigen Familien ist stilvolle Elfenbeinschnitzerei zu Hause, aber der Artikel ist zu teuer, um viel Bedeutung zu haben. Neuerdings ist von englischen Missionsfrauen die Häckelei eingeführt worden, deren Erzeugnisse auf verschiedenen Ausstellungen, auch in Paris, prämiert wurden. Der Kleinhandel ist in den vielen Bazaren und Märkten reichlich vertreten, sogar am Hausirhandel fehlt es nicht. In welch

kleinen Verhältnissen die Umsätze sich oft bewegen, zeigen die Münzen, von denen die am häufigsten gebrauchte, der Kāsu, etwa  $\frac{1}{9}$  Penny wert ist. Manch lebhafter Zungenkrieg dreht sich um den Preisunterschied von 1—2 Kāsu. Die nächste Münze ist das Tschakkram, von nicht ganz 6 Gran Silber, in der Grösse einer Erbse. Um das Zählen derselben zu erleichtern, bedienen sich die Kaufleute der Zählbretter, in welchen 50—200 Vertiefungen in der Grösse der Münze eingelassen sind. Das Geld wird darauf geschüttet und mit einigen Rucken und Strichen alle Löcher gefüllt, so dass das Zählen rasch und sicher vor sich geht. Eine weitere Münze ist der Fanam, 4 Tschakkrams wert, etwa  $\frac{1}{7}$  Rupie. Ausserdem circuliren die indischen Rupies. Das Geld wird in der vor bald 100 Jahren im Fort Trevandrum errichteten Münze geschlagen, d. h. mit dem Hammer gestempelt, nachdem die einzelnen Stücke genau gewogen sind. Nach dem Stempeln werden sie in Tamarindensäure gewaschen.

Die Fischerei beschäftigt viele Leute. Die Fische werden auch in grosser Menge an der Sonne getrocknet oder gesalzen. Letzteres geschieht aber so mangelhaft, dass der Genuss der halbverdorbenen Ware vielfach der Cholera Vorschub leistet.

Die Ausfuhr zu See und zu Lande betrug 1869 £ 727,000, die Einfuhr £ 250,000, seither wird aber jedenfalls eine Steigerung eingetreten sein. Cocosnussöl wird in grossen Quantitäten nach Bombay zur Gasbereitung ausgeführt. Die Pfefferausfuhr belief sich auf £ 25,000. Fernere Ausfuhrartikel ausser den Produkten der Palmen sind Arrowroot, Häute, Rohzucker, Tamarinde, Ingwer, Reis, Cardomomen, Elfenbein und Kaffee, dessen Wert schon 1869 £ 25,000 betrug. Die Einfuhr geschieht fast ausschliesslich aus Britisch-Indien und besteht vorzugsweise aus roher Baumwolle, Baumwollgarn, Stoffen, Metallen, spanischem Pfeffer, Vieh, Salz, Tabak und Opium, dessen Verbrauch leider nicht gering zu sein scheint.

Die Sprache des Grossteils der Bevölkerung ist das Malayālim. Im Süden des Landes herrscht das Tamil vor, das überhaupt von den obern Klassen verstanden wird. Das Malayālim war ursprünglich ein Dialekt des Tamil, hat sich aber nach und nach zu einer selbständigen, weichen und wohlklingenden Sprache entwickelt, die von drei Millionen Menschen gesprochen wird. Das Alphabet zählt 54 Buchstaben, wird aber durch Zusammensetzungen ungemein kompliziert, so dass ich in der Mangalur-Druckerei im Anfang über 400

Schriftzeichen in den Setzkästen hatte und nur durch monatelange Mühe mittelst Änderungen im Guss sie auf 330 zu reduzieren vermochte. Das Malayālim gehört zur dravidischen Sprachgruppe, ist in der Konstruktion vom Sanskrit ganz verschieden, hat aber viele Sanskritwörter in sich aufgenommen. Interessant ist die Betrachtung von Orts- und Personennamen, die oft über ihre Entstehung deutlichen Aufschluss geben. Das Malayālim besitzt wenig eigene Literatur, wohl aber Übersetzungen aus dem Sanskrit. In beiden finden sich zwar viele sprachliche Schönheiten, aber sehr wenig erhebende und gemütbildende Gedanken, im Gegenteil viel Schmutz. Viel gesunder Menschenverstand und Witz ist dagegen in den Sprüchwörtern niedergelegt. Neuerdings hat sich eine einheimische christliche Literatur gebildet, die teils die alten Versmasse festhält, teils neue schafft und sich vorzugsweise in Kirttans oder religiösen Gesängen hervortut. Die Anregung hiezu ging von dem christlichen Tamil-Dichter Vēdanāyakan aus, dessen Haus in Tanjore ich anfangs 1872 aufsuchte.

Das Schulwesen ist in Travancore in erfreulichem Aufschwung begriffen. Die Volksschule zwar ist fast ganz in Privathänden, teilweise subsidirt von der Regierung. Diese unterhielt 1871 29 Malayālim-Schulen, 17 englische Districtsschulen und in der Hauptstadt eine englische Zentralschule, die in den jüngeren Klassen 700, in den Gymnasial-Klassen gegen 100 Schüler zählte. Auch die engl.-kirchliche Mission unterhält ein Gymnasium in Cottayam, die Londoner ein Seminar in Nagercoil. In Missions- und andern Privatschulen sind etwa 40,000 Schüler. Auch für weibliche Erziehung, die mit grösseren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, geschieht Anerkennenswertes. Dass die heidnischen Privatschulen nicht nach allen Regeln der Pädagogik geleitet werden und dass viele unserer Schulmonarchen über sie den Stab brechen würden, ist gewiss. Immerhin wird in ihnen Schreiben, Lesen und Rechnen gelernt, und nebenbei kann es vorkommen, dass den Jungen die nicht leichte Gedächtnisübung gestellt wird, die 1000 Namen Wischnu's auswendig zu lernen. Possirlich ist es, wie die schwarzen ABC-Schützen, mit unterschlagenen Beinen auf dem Boden sitzend, die Buchstaben mit dem Finger in glatt gestrichenen Sand schreiben und dieselben in singendem Tone aussprechen. Später rücken sie zum Schreiben mit eisernem Griffel auf Palmblätter vor; Papier wird in diesen Schulen nicht viel verschwendet.

Da die Religion zur Charakterbildung der Völker wie der Einzelnen das Meiste beiträgt, müssen wir noch etwas bei dieser verweilen und kommen dabei auf eine ganz eigentümliche Erscheinung, die besser als alles andere die geistige Überlegenheit der erobernden arischen Rasse zeigt, aber auch beweist, dass sie in Anwendung der ihren Zwecken dienenden Mittel keineswegs wählerisch war. Die Urbevölkerung des Landes war dem Ahnen- und Geisterdienst ergeben und ihre Nachkommen sind es heute noch, entweder offen oder unter der Maske einer angenommenen brahmanischen Religion, die dann mit dem Firnis, mit welchem man aus einem Tartaren einen Russen macht, verzweifelte Ähnlichkeit hat. Da im Süden Indiens die Eroberer nicht mit numerischer Übermacht ihr Ziel erreichen konnten, waren sie darauf bedacht, die Dämonendiener, die nun einmal da waren und ihnen immerhin von Nutzen sein konnten, geistig zu binden und sich dienstbar zu machen. Der vorgefundene Kultus, welchen innerlich zu überwinden der Brahmanismus nicht die Kraft besass, wurde daher, so sehr er den eigenen Anschauungen widersprach, in das brahmanische System eingegliedert und mit Hilfe einer ausgiebigen Phantasie ausgebildet. Die grössten Widersprüche zu verschlucken, ohne eine Miene dabei zu verziehen, ist ja eine in Indien seit alter Zeit wohlgeübte Kunst. Ein Anknüpfungspunkt fand sich in Shiva, dem Gott der Zerstörung, bei welchem die menschenplagenden Dämonen in guter Gesellschaft waren. Ganapati oder Ganēsha, der schmutzgeborne Sohn von Shiva's Gattin Pārvati, wurde zum Obersten des unheimlichen Heeres der Bhuten, Teufel und Gespenster ausersehen und der Sache in verschiedenen Schastras, wie das Dharmashāstra und Garudashāstra ein Anschein von Autorität gegeben. Was diese niederträchtige Verbindung von Brahmanismus und Fetischismus nicht zustande brachte, das vollendete in wirksamster Weise die Kaste, die allen nationalen Widerstand zu brechen geeignet war und zugleich eine Leiter bildete für die masslosen Ansprüche der Zweimalgeborenen.

Wir finden also in Travancore, das vermöge seiner Abgeschlossenheit eine Hochburg der Kaste und des Hinduismus geblieben ist, den Wischnuismus als offizielle Religion, als tatsächliche aber den Bhutendienst bei der Grosszahl der Bevölkerung, denn der letzte Ast, auf den ein Schudra sitzt, ist nicht Wischnu, sondern die mit dem Dämonenkultus eng verbundene Zauberei. Die Zeit gestattet nicht, auf diesen

mit dem Fetischdienst Afrika's und dem Schamanismus Sibiriens verwandten Kultus näher einzugehen, und es würde sich lohnen, diesen Gegenstand einmal für sich allein zu behandeln. Das Ganze macht den Eindruck einer Bestechung, durch welche die feindlichen Mächte veranlasst werden sollen, den Menschen in Ruhe zu lassen, und beruht auf der Anschauung, dass Gott weit weg sei und sich um die Menschen nicht kümmere, dass aber seine Diener, die Dämonen, ihnen nahe seien und ihnen Gutes oder Böses zufügen können. Unter den Bhuten Travancore's sind besonders gefürchtet und daher geehrt: Mādan, der Kuhähnliche, Mallan, der Riese, Kutti Sātan, der kleine Teufel und sein Weib Karunkāli, Mūtschandai mūppan, der alte Mann der drei Welten, Patirakāli und ihr Mann Wīrapatran, Muttaramma, die Mutter der Perlen (euphemistisch für Göttin der Pocken), Isakki etc. Ihre Zahl ist Legion, wie denn Ganapati „Herr der Menge“ bedeutet.

Einzelnen dieser Scheusale wurden früher jährlich Menschenopfer gebracht, die jetzt durch Tieropfer ersetzt sind. Verbunden mit diesem Kultus ist ausser der Zauberei das Tanzen der Priester und das Besessenwerden durch den Geist, dem sie dienen, und der dann aus ihnen heraus reden soll. Es verdient erwähnt zu werden, dass die Brahmanen jetzt kaum weniger von der Dämonenfurcht geplagt sind, als die Schudras, ein Beweis dafür, dass man mit dem gestraft wird, womit man sündigt.

Die als Patron des Landes unter dem Namen Padmanābhen verehrte Gottheit ist Wischnu, die zweite Person des Trimūrti. Er wird dargestellt als auf einer aufgerollten Schlange namens Ananta (endlos) ruhend, daher der Name der Hauptstadt Tiruvanantapuram = heilige Schlangengstadt. Das Hauptquartier des Kultus ist der im Fort gelegene grosse Tempel mit einem in goldener Lampe brennenden „ewigen Licht“, das vor 130 Jahren angezündet worden sei. Der Tempel ist von einer hohen Mauer umgeben und wird von den Brahmanen gegen alle Befleckung durch niedere Kasten und Europäer eifersüchtig gehütet. Er soll ums Jahr 1050 gegründet worden sein und besitzt ein enormes Vermögen, so dass er dem Staat ein Darlehen von 1 Million Mark machen konnte. Der Dienst an diesem Tempel verschlingt jährlich £ 15,000, wie denn überhaupt ein Fünftel der Staats-Einnahmen auf Tempel und Brahmanen verwendet wird, wohl um dem Grundsatz Manu's gerecht zu werden, dass eigentlich

die ganze Welt den Brahmanen gehöre und die übrigen Menschen von ihrer Gunst leben. Der König wird in diesem Tempel gekrönt und hat feierlich zu versprechen, die Regierung als Statthalter Padmanābhens führen zu wollen, worauf er den ersten offiziellen Titel Schrī Padmanābha Dāsa (Knecht P.'s) erhält. Zweimal jährlich wird das Fest der Lichter und zweimal das Badefest gefeiert, bei welchem der goldene Götze unter Assistenz des Königs im Meer gebadet wird. Beide Feste dauern je 10 Tage. Alle 6 Jahre ist das Muradschabam, eine Art nationaler Busstag, bei welchem der Oberpriester der Nam-būris aus dem Kotschigebiet herkommt, um die Ceremonien zu leiten. Bei dieser Gelegenheit, die den Staat die Kleinigkeit von  $\frac{1}{2}$  Million Franken kostet, versammeln sich etwa 60,000 Personen aus Travancore und anderen Gegenden und werden von der Regierung untergebracht und gespeist.

Ein für die Priesterschaft äusserst ausgiebiger Anlass ist das sogenannte Hiranya Garbha, d. h. die Wiedergeburt des Fürsten, der von Hause aus ein Schudra ist und durch diese Ceremonie zum Rang eines Brahmanen erhoben wird, d. h. das Recht erhält, diesen beim Essen zuzusehen und selbst in ihrer Gegenwart zu essen. Der Fürst hat sein Gewicht in Gold zu erlegen, welches dann entweder in die Form einer Kuh oder eines grossen Kelches verarbeitet wird. Ist der König durch die auf beiden Seiten offene Kuh hindurchgeschlüpft oder aus dem grossen Kelch, auf dessen Boden das reinigende Pautschagavya, d. h. die fünf Produkte der Kuh, angebracht ist, hervorgestiegen, so überreicht ihm der Hohepriester eine prächtige Krone und ruft dreimal die königlichen Titel Kulaschēkara (Stammeshaupt) und Perumāl (grosse Majestät, ein Name Wischnu's), während die Artillerie Salutschüsse abfeuert. Über 20,000 Brahmanen werden gefüttert und nach der Festlichkeit die Kuh oder der Kelch in Münzen geschlagen und unter die hungrige Meute verteilt. Es wurde mir eine dieser Goldmünzen, die der Fürst einem Europäer geschenkt hatte, gezeigt. Die ganze Affaire kommt den Staat auf mindestens 320,000 Mark zu stehen, was nach unsern Verhältnissen selbstverständlich eine höhere Summe darstellt. Schlauer Weise wird diese Ceremonie nicht immer am Anfang der Regierung angeordnet, sondern damit gewartet, bis der Fürst an Leibesumfang zugenommen hat. So mussten bei der Wägung des Fürsten im Jahr 1870 Gold-

barren im Gewicht von 204 Pfd. herbeigeschafft werden. Aus diesen wurden nachher über 43,000 Münzen geschlagen und verteilt.

Die Zahl der heidnischen Tempel in Travancore wird auf 3817 geschätzt, von denen allerdings ein Teil im Verfall begriffen ist. Der grösste ist der in Sutenndram, 7—8 englische Meilen nördlich vom Kap Komorin, dessen Unterhalt jährlich ca. 66,000 Mark erfordert, und der von Zeit zu Zeit vom Fürsten besucht wird. Er ist dem Trimūrti gewidmet. Mit dem jährlichen Fest im Dezember ist das Ziehen des Götzenwagens verbunden, bei welchem sich die Regierungsangestellten zu beteiligen haben. Unter betäubendem Geschrei wird das Ungetüm von der Menge gezogen, und die Polizei sorgt mit Stöcken dafür, dass die Leute nicht müde werden. Ein anderes „teures“ Heiligtum ist am Kap Komorin (Kanyā Kumāri), wieder eines in Tiruvallā, das der Tradition zufolge 83 Jahre vor der christlichen Ära gegründet worden ist. Die 378 Haupttempel des Landes haben von Landbesitz und andern Stiftungen ein Einkommen von jährlich £ 30,000, das von der Regierung seit 1811 verwaltet wird. Jeder Tempel hat ausser Priestern, Musikanten und anderen Angestellten einen Verwalter, Rechner und Kassier. Ausser den Tempelfesten, die bis 10 Tage dauern, gibt es noch 10 allgemeine Feste, je eines zu Ehren Schiwa's, Rāmma's, Ganēscha's und der Göttin Kāli, eines zu Ehren der Verstorbenen, das Reisfest, das Lichterfest, eines zur Erinnerung an einen mythischen König Mahā Bali, eines zum Frühlings-Solstitium und eines zum Herbst-Aequinoctium. Das Volk kommt also zu einer erklecklichen Zahl Feiertage und hat reichlich Gelegenheit, sein Geld los zu werden auch ohne Schützen- und Sängerefe. Das Heidentum ist, abgesehen von seiner traurigen ethischen Seite, eine kostspielige Sache. Wir verstehen da etwas besser die Klage über die Abgötterei Jerusalems, die der Prophet im Namen Jehova's ausspricht: „Du nahmest auch dein schön Geräte, das ich dir von meinem Gold und Silber gegeben hatte, und machtest dir Mannsbilder daraus und triebest deine Hurerei\* mit denselbigen. Und nahmst deine gestickten Kleider und bedecktest sie damit, und mein Öl und Räuchwerk legtest du ihnen vor. Meine Speise, die ich dir zu essen gab, Semmel, Öl und Honig, legtest du ihnen vor zum süssen Geruch.“

---

\* Geistliche Hurerei = Götzendienst.

Schlimmer noch als die mit dem Götzendienst verbundene Verschwendung öffentlichen Gutes ist der Verlust, der aus dem Brachliegen der Arbeitskraft und der Intelligenz der tausende von Brahmanen entsteht, die jetzt als Drohr in staatlichen Bienenstöcke eine nichtswürdige Existenz führen und durch ihre Sittenlosigkeit zur Vergiftung des Volkslebens wesentlich beitragen.

Sehen wir uns noch nach der *Geschichte* des Landes um, die allerdings bei der völligen Abwesenheit einer zuverlässigen inländischen Geschichtschreibung lückenhaft sein muss. Bekanntlich wurde Indien zu verschiedenen Zeiten und durch verschiedene Rassen bevölkert, die sich nur in geringem Masse verschmolzen haben. Über die erste, dravidische Einwanderung herrscht völliges Dunkel. Diese Ureinwohner lebten, von der Kultur unbeleckt, von Jagd und Fischfang, und waren dem Ahnen- und Geisterdienst ergeben. Jahrhunderte nach der ersten Einwanderung drang ein Zweig der grossen indogermanischen Völkerfamilie in Indien ein, brachte als Keime der Kultur Ackerbau und Viehzucht mit und gelangte im Lauf der Jahrhunderte vermöge geistiger Überlegenheit und durch List und Gewalt zur geistigen und politischen Übermacht, der dann wiederum durch die von Norden einbrechenden Mohammedaner ein Damm gesetzt wurde. Speziell die Westküste betreffend, berichtet die Sage, dass Paruscha Rāma, eine Inkarnation Wischnu's, vom Meergott alles Land geschenkt erhalten habe, über welches er seine Streitaxt werfen konnte, nämlich den ganzen Küstenstrich vom Kap Kamorin bis in die Gegend südlich von Bombay. Er ernannte die ansässigen Fischer zu Brahmanen und machte aus ihren Netzen die h. Schnüre. Dieser phantastischen Darstellung liegt ohne Zweifel die Tatsache der Eroberung der Westküste durch einen arischen Heerführer zu grunde, der die einheimische Priesterschaft, die er nicht zu vertilgen vermochte, in das brahmanische System eingliederte. Tatsache ist, dass es bis heute Brahmanen dravidischer Abstammung (oder Brahmanen Paraschu Rāma's) gibt, deren Anmassung übrigens nicht geringer ist, als die der ächten. Das Land wurde nun in 64 Bezirke eingeteilt, von denen jeder einen Vertreter in das regierende Parlament schickte. Der Parlamentarismus scheint sich aber schon in dieser, hinter unserer christlichen Zeitrechnung zurückliegenden Zeit rasch abgenutzt zu haben, wenigstens wurde später die Regierung einem Kschatria übertragen unter der eidlichen Verpflichtung, nichts den Interessen der

Brahmanen Zuwiderlaufendes zu tun. Dann hörte nicht nur die Republik, sondern auch die Reichseinheit auf, so dass Kanara und Kérala (Malabar) getrennte Staaten bildeten. In der Folge scheint die Malabarküste, zu welcher auch Travancore gehörte, unter die Fremdherrschaft benachbarter Reiche, wie das Pāndya-, Tschōla- und Tschēra-Reich, gekommen zu sein, deren Statthalter je 12 Jahre das Land regierten. Ob die Perumāl\* immer nur Statthalter fremder Dynastien oder zeitweise unabhängige Regenten waren, ist unklar, jedenfalls regierten unter ihnen erbliche Fürsten, wie der Kōlattiri in Kannanūr, der Tāmutiri (Samorin), der um 1360 Kalikut gründete, und ganz im Süden der Fürst von Wēnādu oder Travancore, nebst vielen kleinern Rādschas.

Nachdem der letzte Perumāl vom Schauplatz abgetreten und der Sage nach Christ geworden war, begannen unaufhörliche Fehden zwischen den nun selbständig gewordenen Fürsten und Fürstlein, denen im grossen und ganzen die britische Macht den Riegel schob. In ihrer Weise, d. h. meist in selbstsüchtig-politischer Absicht, hatten schon vorher die Portugiesen je und je eingegriffen, deren Erscheinen vor Kalikut im Frühjahr 1498 eine neue Epoche in der Geschichte Indiens bedeutete. Obgleich sie ausser Goa und Kotschi nur wenige Punkte an der Küste besetzt hielten, war ihr Einfluss doch sehr gross, weil sie auf der See unumschränkt herrschten.

Ein wesentliches Verdienst um die Vereinfachung der Karte Südindiens erwarb sich die Travancore-Dynastie, die in preussischer Weise ihr Gebiet durch Eroberungen immer weiter ausdehnte, bis es den heutigen, immerhin noch bescheidenen Umfang erreicht hatte, während früher das Sprichwort galt: „Zwei Schritte auf einem Gebiete, der dritte über die Grenze.“ Der Neubegründer des Staats ist Ravi Varma Rādscha, der 1684 den Tron bestieg, und sich redlich bemühte, die renitenten Vasallen zu Paaren zu treiben. Aber erst im 18. Jahrhundert gelang es Vandschi Martānda Varma und Vandschi Bāla Rāma Varma (1758) unter Mithülfe eines genialen flemischen Abenteurers, D'Lannoy, und des tüchtigen eingebornen Generals Martānden Pilley, nach einander Kāyankollam, Tekkankūr, Vadakkankūr, Tschanganātscherry, Alangādu und Parāvūr zu an-

---

\* Perumal = grosse Majestät, allgemeiner Titel der Malabar-Herrscher, ähnlich dem Pharaonen-Titel in Egypten. Sie residirten im Palast Mudschiri in Kodungalur, dem Musiris der Griechen.

nexiren, die Grenzen bis auf die heutige Ausdehnung zu erweitern und die ganze Nordgrenze durch Wall und Graben, die sogenannten Travancore-Linien, zu befestigen. So wurde endlich der innere Friede hergestellt, aber ein neuer Feind drohte von aussen. Trotzdem Travancore seit 1784 in Bundesverhältnis zur Ostindischen Compagnie stand, wagte Tippu Sultan von Meisur 1789 einen Angriff auf die Travancore-Linien, wurde aber zurückgeworfen. Im April 1790 gelang es ihm dann, eine Bresche in den Festungswall zu legen und das Land bis Verāpoli zu überschwemmen. Seine Horden hausten wie die Teufel, sengten und brannten, mordeten und stahlen und schleppten Tausende nach Meisur, um sie „der Ehre des Islam theilhaftig zu machen“. Vom 15. April bis 25. Mai dauerten diese Mordbrennereien, während welcher Zeit blühende Landesteile völlig verwüstet wurden. Nach der Kriegsnot kam die Seuche und raffte abermals Tausende weg. Der Rückzug Tippu's war den Engländern zu verdanken, die ihrem Bundesgenossen zu Hülfe kamen; der Tiger von Meisur zog sich vor ihnen in seine Höhle Seringapatam zurück. Travancore erhielt sein ganzes Gebiet wieder, musste sich aber zu einer jährlichen Subsidie an die britische Regierung verpflichten, eine Militärstation auf seinem Gebiete gestatten und versprechen, dass etwaigen Ratschlägen betreffend bessere Verwaltung des Landes williges Gehör geschenkt werde. Nach Beendigung des Krieges wurden von beschäftigungslosen entlassenen Soldaten allerlei Unruhen angezettelt, so dass der englische Resident auf energische Handhabung der Ordnung dringen musste. Das, sowie der Wunsch, die Vertragsbestimmungen abzuschütteln, verleitete Travancore 1809 zum Kriege gegen England, in welchem es natürlich den Kürzeren zog. Die Folge war, dass der englische Oberst Munro von 1809 bis 1819 als erster Minister die Landesverwaltung führte, und zwar in ganz vorzüglicher Weise. Seiner Geschäftsführung ist es zu danken, dass Travancore heute noch der bestverwaltete unabhängige Staat in Indien ist. Er befreite das Land von Schulden, erleichterte die Lasten, und unterzog alle Zweige der Verwaltung einer gründlichen Reform. Trotzdem bleibt noch manches zu wünschen übrig, vor allem das Schwinden des übermässigen brahmanischen Einflusses. Immerhin hat Travancore vor andern Ländern Indiens den Vorteil, dass ein ansehnlicher Teil seiner Bevölkerung Christen sind, und Sie werden mir nicht verdenken, wenn ich für dieselben ein Inter-

esse bei Ihnen voraussetze und etwas ausführlicher über sie berichte.

Es ist eine im ganzen wenig bekannte Tatsache, dass in Travancore eine uralte christliche Kirche existirt, deren Geschichte neuerdings von Dr. Germann mit grossem Aufwand von Fleiss und Gelehrsamkeit geschrieben worden ist. Sie leitet ihren Ursprung vom Apostel Thomas ab, der nach beharrlich festgehaltener Tradition in Meilapūr, auf dem heutigen Thomasberge bei Madras, von Heiden erschlagen wurde. Seine Gebeine sollen nach Edessa in Mesopotamien übergeführt worden sein, wo nach einem Berichte des Rufinus aus dem 4. Jahrhundert Kaiser Valens die prächtige Grabeskirche besucht hat. Wir wissen ferner, dass im 2. Jahrhundert in Parthien, Medien und Persien Christen gelebt haben, und es werden von verschiedenen Schriftstellern diese Länder nebst Baktrien als Arbeitsfelder des Apostels genannt. Unmöglich wäre es nicht, dass dieser auch noch weiter nach Süden gegangen wäre, haben doch, wie Münzfunde beweisen, die Römer schon im Anfang unserer Zeitrechnung den Weg nach der Koromandelküste und nach Ceylon gefunden, und sind nach Plinius von Südindien zwei Gesandtschaften an Kaiser Augustus geschickt worden. Ebenso deuten Stellen in indischen Schriften, wie im Mahābhārata, auf frühen christlichen Einfluss in Indien. Wir dürfen nicht übersehen, dass vor dem unheilvollen Hervorbrechen der türkischen Horden aus Zentralasien, die wie Mehltau sich über die Länder des Ostens verbreiteten, Indien dem Abendlande weit nicht so unbekannt war, als man zu denken geneigt ist; es herrschte im Gegenteil ein reger Verkehr mit Griechenland, resp. Egypten und Arabien. Sogar als Zufluchtsstätte Verfolgter wurde es aufgesucht, so von einer Judenschar, die nach der Zerstörung des zweiten Tempels sich nach Travancore begab, wo ihnen Cranganūr als Wohnsitz angewiesen wurde. Dort lebten sie ca. 1000 Jahre unter 72 Häuptern, bis sie infolge von Uneinigkeiten von einem heidnischen Fürsten verjagt wurden und sich bei Kotschi ansiedelten. Der englische Reisende Buchanan fand 1806 bei ihnen viele alte hebräische Handschriften, darunter eine 48 Fuss lange, 1 Elle breite Lederrolle mit einer Abschrift des Pentateuch, die 1812 in England gedruckt wurde.

Ums Jahr 200 ging von Alexandrien Pantänus, der Vorsteher der katechetischen Schule, als Missionar nach Indien. Er scheint

in den nordwestlichen Provinzen gewesen zu sein, und habe dort bereits Christen getroffen, die ein hebräisches Matthäus-Evangelium besaßen. Auf dem Konzil von Nicäa (325) erschien ein Bischof Johannes von Persien und Grossindien, was, nebst andern Tatsachen, auf eine frühe Verbindung zwischen Persien und Indien hinweist. Es muss im 4. Jahrhundert bereits stattliche Christengemeinden in Indien gegeben haben, wenigstens fand es Kaiser Konstantius der Mächtige wert, einen Legaten nach Südarabien, Abessinien und Indien zu schicken, um für den von ihm begünstigten Arianismus Propaganda zu machen. Dieser Legat war selbst ein Hindu, Theophilus von Diu. Als Geisel an den kaiserlichen Hof gekommen, wurde er Christ, wurde von Eusebius zum Diakon ordiniert und erlangte bald die Bischofswürde. Dieser Schachzug des oströmischen Kaisers hatte ganz unerwartete, wohltätige Folgen. Um dem Arianismus entgegen zu arbeiten, ging Bischof Joseph von Edessa mit Zustimmung des Primas von Persien nach Indien, in Begleitung einer grössern Anzahl syrischer Priester und Laien, die der Verfolgung durch die Sassaniden entgehen wollten. Die Expedition wurde angeführt durch den jerusamitischen Kaufmann Thomas, von welchem die erste Anregung ausgegangen war. Etwa 345 landete sie auf der Insel Malancāra bei Cranganūr und wurde von den dortigen Christen mit Freuden begrüsst. Mit dieser Einwanderung beginnt eine neue Zeit für die malabarische Kirche, die von nun an syrische Kirchensprache, syrisches Ritual, und sogar einen syrischen Baustyl für die Kirchen erhielt, wodurch diese sich von heidnischen Tempeln unterschieden. Der Arianismus wurde überwunden, und was die Hauptsache war, ein eigenes Bistum war gegründet. Es gelang Thomas, vom Perumāl grosse Privilegien zu erhalten, durch welche die Christen dem Landadel, dem Nayern, gleichgestellt wurden. Noch jetzt sind tausendjährige Dokumente auf Kupferplatten vorhanden, die nach manchen vergeblichen Versuchen zuerst von Dr. Gundert entziffert wurden. Die Syrer bauten sich in Cranganūr an, wo bereits die Juden sassen, und hatten 472 Häuser in ihrer Stadt, die sie Mahādēvapattanam (Stadt des grossen Gottes) nannten. Nach dem kirchlichen Aufschwung scheint eine Zeit der Ermattung eingetreten zu sein. Man hört von Animosität zwischen eingewanderten und eingebornen Christen, Fehden zwischen Juden und Christen, Versuchen von Seiten des Manichäismus, der übrigens keinen grossen

Einfluss erlangt zu haben scheint. Schliesslich erhob sich ernstliche Gefahr von Seiten des Brahmanismus, der in lang anhaltenden Verfolgungen den Buddhismus überwand und auch die Christen bedrohte. Die Gemeinden an der Ostküste sind diesem Sturm erlegen, und zerstreute Reste derselben flüchteten an die Westküste und auf die Nilagiris.

Das nächste Zeugnis von dem Vorhandensein der Christen finden wir bei Kosmas Indicopleustes im 6. Jahrhundert. Er hatte weite Reisen gemacht, war, wie aus seiner genauen Beschreibung der Cocospalme und des Pfefferbaues hervorgeht, auch in Indien und schreibt: „Auf der Insel Taprobane (Ceylon) im mittleren Indien, wo der indische Ocean ist, dort befindet sich auch eine Gemeinde von Christen, sowohl Kleriker als Gläubige, ich weiss aber nicht, ob auch noch weiter jenseits. Ebenso auch in Male, wo der Pfeffer wächst und in dem Kalliāna genannten Ort befindet sich auch ein Bischof, der die Handauflegung von Persien empfängt.“ Male ist natürlich Malabar. Unter den Häfen, aus denen Pfeffer ausgeführt wird, nennt er auch Mangaruth (Mangalur).

Durch die Eroberung Persiens durch die Chalifen entstanden Schwierigkeiten in der Besetzung des Bischofsstuhls, die nach langen Anstrengungen damit endigten, dass Indien zu einem eigenen Metropolitanat erhoben, von Persien unabhängig gemacht und direkt dem Patriarchen unterstellt wurde.

Anno 833 schickte nach einer Notiz der sächsischen Chronik Alfred der Grosse von England aus Dankbarkeit für die Errettung von den Dänen die zwei Gesandten Sighelm und Aethelstan mit milden Gaben nach Rom und nach Indien zum heil. Bartholomäus und Thomas. Die Gesandten kehrten, nachdem sie den Glaubensbrüdern im fernen Osten Gruss und Gabe gebracht hatten, mit allerlei Merkwürdigkeiten wohlbehalten zurück. Im 13. Jahrhundert war Marco Polo in Kollam und berichtet, dass viele Juden und Christen da wohnen. In diese Zeit fällt der erste Versuch der römischen Kurie, die Thomaschristen in ihren Machtbereich hereinzuziehen. Der Franziskaner Johannes von Montecorvino kam als erster abendländischer Missionar nach Meilapūr, taufte etwa 100 Personen und ging später nach China. 1328 wurde Jordanus, der als Mitglied einer in Avignon gegründeten Pilgermission nach Indien gekommen war und im Norden gearbeitet hatte, zum Bischof von Colombo, d. h. wohl Kollam, ge-

weiht und gewann etwa 10,000 Heiden und nestorianische Christen. Der päpstliche Legat Marignola hielt sich nach Jordanus' Abgang auf seiner Rückreise von China 14 Monate in Kollam auf, musste aber wegen Vergiftung durch Räuber das Land verlassen, womit das römische Bistum in Travancore vorläufig aufhört. Indien wurde ein unbekanntes Gebiet, und erst durch die Entdeckung des Seeweges dem Abendlande wieder näher gerückt. Marignola heisst Süd-Malabar den berühmtesten Staat Indiens, wo der Pfeffer der ganzen Welt wachse. Herren des Pfeffers seien nicht die Sarazenen, sondern die Thomaschristen, die ihm vom Ausgangszoll monatlich 1000 Goldfanam einräumten.

Das Erscheinen der Portugiesen am Ende des 15. Jahrhunderts sollte auch für die syrische Kirche weittragende Folgen haben. Zuerst waren die Ankömmlinge erfreut, Glaubensbrüder unter den Eingebornen zu finden, die ihnen mit grossem Vertrauen entgegenkamen, sie um Schutz gegen Gewalttätigkeiten der Mohammedaner angingen und ihnen das Szepter ihres letzten, ohne gesetzliche Erbfolge verstorbenen Oberhauptes überbrachten, von welchem unter Privilegien des Perumāl die Jurisdiktion über die Christen ausgeübt worden war. Im Anfang herrschte also gegenseitiges Entgegenkommen, was aber nicht hinderte, dass Franz Xavier sich beim König von Portugal für die Christen verwenden musste gegen Ungerechtigkeiten portugiesischer Kaufleute. Die Syrer versuchten sogar gemeinschaftliche Arbeit mit katholischen Priestern in der Gründung eines Seminars, aber die einfache Tatsache, dass die Kirche der Thomaschristen die Autorität des Papstes nicht anerkannte und unter Berufung auf apostolische Unterweisung und Tradition in der Lehre abwich, machte einen Zusammenstoss unvermeidlich. Von Mitte des 16. Jahrhunderts datirt denn auch ein Jahrhunderte langer trauriger Kampf, verschärft durch ein Schisma in der nestorianischen Mutterkirche, das bei den Syrern die so nötige Einheit schwächte. Ich will Sie nicht mit Darstellung der verschiedenen Phasen dieses Kampfes ermüden; es genüge zu sagen, dass in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Jesuiten sich einstellten, die nicht nur die Franziskaner zu verdrängen, sondern auch den Widerstand der Thomaschristen mit der ihnen eigenen rücksichtslosen Energie und erstaunlichen Elastizität des Gewissens zu brechen suchten. Hand in Hand mit ihnen ging die verrottete portugiesische Macht, die oft in verwegenster Weise dem

klaren Recht eine Nase zu drehen wusste. Sie entblödete sich nicht, wiederholt Hand an syrische Bischöfe zu legen, von denen einer nach Portugal deportirt, einer in Goa verbrannt wurde und einer in Rom starb, wie man vermutet nicht eines natürlichen Todes. Um 1597 starb das Oberhaupt der Thomaschristen, Mar Abraham, und da die Portugiesen das Eintreffen eines neuen Bischofs aus Kleinasien zu verhindern wussten, war die syrische Kirche, die bald ein Jahrhundert hindurch allen römischen Lockungen und Drohungen widerstanden hatte, wie ein Heer ohne Führer. Diese gute Gelegenheit benutzte der von Philipp II. von Spanien nominirte Erzbischof Menezes von Goa, um mit allen Mitteln sein Ziel zu erreichen. Der Archidiaconus Georg war anfangs standhaft, wurde aber durch überlegene Diplomatie und energisches Handeln so übernommen, dass er zu einer gemeinschaftlichen Synode in Udiampārūr, die am 20. Juni 1599 eröffnet wurde, seine Einwilligung gab. Trotz der Regenzeit erschienen 153 syrische Priester und 660 Laienmitglieder und ausser den römischen Geistlichen und Laien auch der portugiesische Gouverneur von Kotschi. Der Erzbischof hatte so erfolgreich vorgearbeitet und durch die Geschäftsordnung die Versammlung so vollständig geknebelt, dass an eine Diskussion nicht zu denken war und in 8 Tagen die fertig vorgelegenen Dekrete, die in der Ausgabe von Raulinus 220 Quartseiten einnehmen, durchgenommen waren. Ehe die Thomaschristen sich's versahen, hatten sie sich eidlich und schriftlich zum römischen Bekenntnis verpflichtet. Noch heute trägt die syrische Kirche Malabars schwer an den Folgen des Unionswerkes dieser unseligen Woche, die eine reiche Tränensaat im Gefolge hatte. Der Erzbischof wollte nun sofort die gefassten Beschlüsse durchführen. Mit königlicher Pracht durchreiste er das Land zu einer Generalvisitation, liess sich überall die syrischen Bücher ausliefern, die dann sofort durchgesehen und von Ketzereien gereinigt wurden. Vieles wanderte einfach ins Feuer und damit ging eine Menge für die alte Geschichte der Kirche wertvolle Manuscripte unwiederbringlich verloren. Auf dieser Tour kam es wiederholt vor, dass widerspenstige Cattanare (syrische Priester) durch ein Wunder eines plötzlichen Todes starben, so dass selbst guten Katholiken die öftere Wiederkehr dieser Wunder auffiel. In Cottayam wurde mir ein Haus gezeigt, in welchem damals 4 Cattanare vergiftet worden sein sollen, was vielleicht einiges Licht auf diese Erscheinung wirft.

Nach verschiedenen Versuchen, sich des jesuitischen Druckes zu erwehren, kam es endlich infolge eines Gewaltaktes der Portugiesen zum Bruch. Ein von Kleinasien kommender Bischof Attala war unterwegs aufgegriffen und gefangen nach Kotschi gebracht worden. Ihn zu befreien, zogen 25,000 Syrer vor die Stadt, fanden aber die Tore geschlossen und die Wälle bemannt. Noch in der Nacht wurde der Bischof auf ein Schiff gebracht, das sofort nach Goa unter Segel ging. Da schwuren die Syrer unweit der Stadt angesichts des Kreuzes zu Mattantscherry einen feierlichen Eid, niemals mehr einen jesuitischen Bischof anzuerkennen, und gingen so weit, ihren Archidiakonus durch 12 Cattanare zum Bischof zu ordinieren. Nur 400 von 200,000 blieben bei Rom. Zwar wusste es die politische Macht in perfider Verbindung mit heidnischen Fürsten dahin zu bringen, dass 84 Gemeinden wieder zur römischen Kirche zurückkehrten, während 32 Parochien bleibend sich trennten.

Endlich war das Mass der Sünden Portugals voll. Im Dezember 1661 verloren sie Kollam, am 15. Januar 1662 Kranganūr, am 7. Januar 1663 Kotschi und am 13. Februar Kannanūr an die Holländer, so dass kein Fussbreit des von den Thomaschristen bewohnten Landes ihnen verblieb. Die gesamte europäisch-katholische Geistlichkeit wurde aus holländischem Gebiete ausgewiesen, zuletzt auch Bischof Joseph, nachdem es ihm gelungen war, die holländischen Behörden in solchem Grade gegen die syrischen Christen einzunehmen, dass ein unglückliches Vorurteil gegen sie durch die ganze holländische Regierungszeit hindurchging und nur die Plackereien aufhörten. Die Kirchen in Kotschi wurden bis auf eine geschleift, und von der Jesuitenkirche steht nur noch der Turm (zugleich Flagstaff), von welchem aus ich eine herrliche Aussicht genossen habe.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts vollzog sich innerhalb der unabhängigen Syrer in aller Stille ein Übergang vom nestorianischen zum jakobitischen Bekenntnisse, veranlasst durch den 1665 in Travancore gelandeten Mar Gregorius. Dies erklärt sich leicht damit, dass die Thomaschristen, froh, wieder einen rechtmässigen Bischof zu haben, sich um dogmatische Haarspaltereien weniger kümmerten als um Kultusform und Zusammenhang mit Kleinasien.

Wie sehr in den beiden Lagern der Syrer das Gefühl der Zusammengehörigkeit lebendig blieb, zeigte sich darin, dass, als am Anfang des 18. Jahrhunderts die unirten Gemeinden wieder von Je-

suiten bedroht wurden, die unabhängigen sich mit einer Bittschrift zu ihren Gunsten an den Papst wendeten. Ihr Gegner Paulinus schreibt von ihnen: „Alle diese Gemeinden halten zusammen und bilden unter einander eine Art von christlicher Republik. Geschieht einer einzigen etwas zu Leide, so nehmen sich alle übrigen ihrer an.“ Es war zu Zeiten unter den Unirten ein starker Zug zur Rückkehr vorhanden, und wenn an der Spitze der Syrer ein der Situation gewachsener Mann gestanden wäre, so wäre es um so eher zum Bruch gekommen, als im katholischen Lager selbst nichts weniger als Einigkeit herrschte.

Als Travancore seinen Siegeszug nach Norden vollendete, wandte sich Rom sofort der aufgehenden Sonne zu und verstand es, mit Hilfe dieser Macht die Unabhängigkeitsgelüste der unirten Syrer zu bändigen. Auch die unabhängigen hatten viel Verfolgung zu erdulden. Schrecklich aber hatten sie unter dem Einbruch Tippu Sultans 1790 zu leiden und wurden im Norden förmlich dezimirt. So blieben in Mangate, in welchem vor dem Kriege 1000 christliche Familien in soliden Häusern gewohnt hatten, noch etwa 100 Familien in grosser Armut zurück. Da bei den veränderten politischen Verhältnissen der Handel sich andere Wege bahnte, kamen die Thomaschristen, die sich meist mit Handel beschäftigt hatten, fast durchweg in ihren Vermögensverhältnissen zurück, andererseits trat das für sie günstige Ereignis ein, dass Kotschi 1795 von den Engländern erobert wurde, die von nun an statt der kalten, teilnahmlosen Holländer ihre Geschicke zu beeinflussen berufen waren.

Um diese Zeit waren es nach Paulinus 35 jakobitische Gemeinden, von denen er schreibt, dass die Priester und Ältesten alle Streitigkeiten und Rechtshändel unter ihren Mitgliedern beilegen. Widerspenstige werden von der Gemeinde ausgeschlossen und erst wieder aufgenommen, wenn für ein verübtes Vergehen volle Genugtuung geleistet ist. Ferner redet er von ihren Agapen oder Liebesmahlen, bei denen Tausende gespeist wurden. Arme Mädchen erhalten immer eine Aussteuer, die entweder von der Gemeinde oder der Kirchenkasse oder aus den Strafgeldern der Reichen gegeben wird. Bei der Wahl des Gatten wird nicht auf Vermögen gesehen, sondern auf guten Lebenswandel, und die Fähigkeit, eine Frau durch der Hände Arbeit zu ernähren. Nehmen wir zu diesem Zeugnis eines Gegners den Umstand, dass die syrische Kirche das Zölibat der Priester nicht

fordert, so müssen wir gestehen, dass dieselbe trotz des demoralisierenden Haders und Streites seit Landung der Portugiesen noch ein gutes Stück recht praktischen Christentums in unser Jahrhundert hinüber gerettet hat.

Im Anfang dieses Jahrhunderts hatten die Christen unter der Spannung gegen England viel zu leiden. Die britische Regierung sandte 1805 Dr. Kerr nach Travancore, um über ihre Lage Erkundigungen einzuziehen, und 1806 kam aus eigenem Antrieb Dr. Buchanan, der in der Folge sich als warmer Freund der Thomaschristen betätigte. Es gelang ihm, in mehreren Audienzen den Fürsten günstig zu stimmen, der anfänglich gar nicht glauben wollte, dass die Engländer wesentlich dieselbe Religion hätten, wie seine christlichen Untertanen. Buchanan fand bei den Christen überall Spuren von Armut und politischer Unterdrückung, aber auch überall Spuren vom Einfluss des Christentums, z. B. in der bessern Stellung der Frauen und sogar in ihrem Gesichtsausdruck. Er erhielt von dem hochbetagten Mar Dionysius einen 1000jährigen syrischen Bibelcodex, der mit andern wertvollen Handschriften aus Travancore in der Bibliothek zu Cambridge niedergelegt ist, und veranlasste diesen, eine Übersetzung des neuen Testaments in die Landessprache zu veranstalten, an welcher der Bischof selbst fleissig arbeitete. Als nach dem verunglückten Kriege von 1809 Travancore unter die Verwaltung Oberst Munro's kam, brach auch für die Christen eine bessere Zeit an. Munro zog selbst Erkundigungen ein, und vernahm die einmütige Klage, dass die Gemeinden seit der Trennung von der römischen Kirche von dieser verfolgt, von den heidnischen Fürsten ausgeplündert, von den Holländern ihrem Schicksal überlassen, ohne religiöse Bücher, ohne Hirten, ohne Unterweisung seien, nachdem die lange Verbindung mit den Jesuiten die reine Lehre getrübt und die sittlichen Zustände verschlimmert habe. Das Mass der Leiden sei aber nach dem Siege von Travancore voll geworden, und der Einfluss der despotischen, erbarmungslosen Regierung habe sich wie ein Mehltau auf alle Gebiete der Kirche gelagert.\*) Das traf den Residenten ins Herz, und er liess es nicht bei einer blossen Teilnahme bewenden. 1815 gründete er mit Hülfe des Archidiakonus Joseph das Predigerseminar in Cottayam, mit welchem ein Netz von

---

\*) Nach Dr. Germann.

Landschulen verbunden werden sollte. Dann befreite er die Christen von allen Leistungen an heidnische Tempel, von lästigen persönlichen Verpflichtungen und einer Kopfsteuer, und berief viele in öffentliche Ämter, was von den Heiden selbst als Schutz gegen die Bestechlichkeit ihrer Kastengenossen begrüsst wurde. Er ging noch einen Schritt weiter und lud die englisch-kirchliche Mission ein, an der Wiederbelebung der syrischen Kirche in Gemeinschaft mit deren eigenen Organen sich zu beteiligen. Das war ein schöner, aber wie die Folge zeigte, etwas zu kühner Gedanke. Zwar wurde vieles erreicht, ein Gymnasium und eine grosse Zahl niederer Schulen gegründet, die Bibel in die Landessprache übersetzt und gedruckt, aber es war schon deshalb keine Dauer in diesem Verhältnisse, weil im Schoss der syrischen Kirche zwei Parteien sich immer schroffer entgegenstanden. Die eine wollte kirchliche Reform in Anlehnung an die englische Episkopalkirche, die andere, unterstützt durch den Einfluss Antiochiens, war allen Neuerungen entgegen. Diese Partei gewann schliesslich die Oberhand, und auf der Synode in Māvelicāra kam es am 16. Januar 1836 zum Bruch, der die zwanzigjährige Mitarbeit der Engländer beendigte. Diese fahren nun in selbständiger Arbeit fort, und dieses schiedlich-friedliche Nebeneinandergehen erwies sich als eine Wohltat für beide Teile. Die englisch-kirchliche Mission hatte 1874 5 Stationen mit 13,974 Gemeindegliedern an 72 Orten, 15 eingeborne Pfarrer und 3421 Schüler, eine Zahl, die jedenfalls seither bedeutend gewachsen ist. Das Verhältnis zur syrischen Kirche hat sich auch wieder so freundlich gestaltet, dass die englischen Missionare öfter zum Predigen in ihren Kirchen eingeladen werden. Durch einen grossen Teil der Kirche geht ein frischer Zug evangelischen Lebens, der zu grossen Hoffnungen berechtigt. Wenn der offizielle Travancore Almanac die Zahl der unabhängigen Syrer auf 360,000 mit 147 Kirchen und Kapellen, 24 syrische und 123 Malayālim-Schulen mit 20,000 Schülern und 5000 Schülerinnen schätzt, so wird diese Zahl zu hoch gegriffen sein; immerhin werden es etwa 200,000 sein, mit Einschluss derjenigen im benachbarten Kotschi-Gebiet, neben ebenso vielen lateinischen und unirt-syrischen Katholiken, und ca. 50,000 evangelischen Angehörigen der englisch-kirchlichen und der in der Südhälfte des Landes mit grossem Erfolg arbeitenden Londoner Mission.

Zwar ist die Gemeinde der Thomaschristen noch nicht über

alle Berge, denn nicht nur hat Rom die Hoffnung auf ihre Wiedergewinnung nicht aufgegeben, sondern es harren auch noch die Ansprüche des Patriarchen von Antiochien ihrer Ablösung. Immerhin steht ihre Bewahrung durch die Gefahren von bald zwei Jahrtausenden hindurch wie ein Wunder da und erweckt die Hoffnung, dass sie auch etwaige weitere Krisen glücklich überstehen werde. War sie schon in ihrer Niedrigkeit ein Segen der Heiden um sie her, so wird ihr Auferstehen aus der Erstarrung zum vollen Leben eine weithin sich spürbar machende Kraft sein. Dann kann es kommen, dass das schöne und wasserreiche Travancore in Wahrheit ein glückliches Königreich, ein Dharmabhūmi, ein Land der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit werden wird.

---